

RÖMISCHE GESCHICHTE UND ALTERTUMSWISSENSCHAFTEN: GESPRÄCH MIT GÉZA ALFÖLDY

Víctor Alonso Troncoso

Im Juni 2000 feierte Géza Alföldy, umgeben von Studenten, Kollegen und Freunden aus aller Welt, seinen 65. Geburtstag. Diese hatten sich ihm zu Ehren in Heidelberg zu einer Tagung versammelt, deren Ergebnisse als Veröffentlichung in einer anerkannten Publikationsreihe erschienen sind¹. Es handelt sich um eine Hommage, die weit davon entfernt ist ein Abschied zu sein: *acta non est fabula*. In der Tat wird glücklicherweise noch lange auf das letzte Wort über das Werk Alföldys zu warten sein, denn seine Vitalität und die enorme, in den vielen Jahren der Forschung und Lehre angesammelte Erfahrung versprechen noch viele neue Erträge aus dieser Hingabe zu seiner grossen Leidenschaft, der Geschichte Roms und der lateinischen Epigraphik. Trotzdem ist es schon heute nicht gewagt zu behaupten, dass dieser gebürtige Ungar, der heute die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt, als einer der bedeutendsten Historiker des alten Roms in die Geschichte der modernen Forschung eingehen wird. Der viel, reisende, polyglotte und unermüdlich arbeitende Alföldy ist zu einer unentbehrbaren Autorität in lateinischer Epigraphik, Sozialgeschichte oder der römischen Provinzwelt geworden.

Es geht hier nicht darum, seine Ehrendokortitel oder Preise aufzuzählen, mit denen er in ganz Europa ausgezeichnet wurde: selbstverständlich in Deutschland, aber auch in Ungarn, Spanien, Italien, Frankreich... Von grösserem Interesse ist vielmehr die hundertprozentig europäische Dimension seiner universitären Laufbahn, ganz speziell, seine Eigenschaft als Mittler und Lehrer über die Grenzen hinaus. Mit Recht sagen wir europäisch, da möglicherweise kein Historiker der Antike den Zusammenschluss Europas zur Zeit dieses Jahrhundertwechsels so komplett in seiner eigenen Person symbolisieren kann, und damit im Grunde die eklektische und kosmopolitische Natur der Wissenschaft. Im diesem Gespräch haben wir ein wenig über all dies gesprochen.

V.A.: Lassen Sie uns doch eingangs, wenn es Ihnen recht ist, mit Ihren Erfahrungen im Ungarn bzw. Budapest der 40er und 50er Jahre beginnen.

1. *Journal of Roman Archaeology, Suppl. 43, 2001*, unter dem Titel "Aspects of friendship in the Graeco-Roman world" (Proceedings of a conference held at the Seminar für Alte Geschichte in Heidelberg, 10-11 June, 2000).

G.A.: Im Jahre 1945 - ich war damals 10 Jahre alt - war Ungarn durch den Zweiten Weltkrieg sehr weitgehend zerstört. Aber die Befreiung von der Nazi-Herrschaft konnte man sich kaum freuen, da die sowjetischen Truppen sich als eine brutale Besatzungsmacht erwiesen haben; auf die nationalsozialistische Unterdrückung folgte sehr bald die totalitäre Diktatur der Kommunisten stalinistischer Prägung. Das grösste Ereignis meiner Jugend, das mich sehr stark geprägt hat, war die Revolution des ungarischen Volkes gegen dieses despotische Regime im Jahre 1956. Trotz der Niederlage der Revolution und der grausamen Rache der Sieger habe ich damals gelernt, dass die Freiheit der Völker eines ihrer höchsten Güter und die Demokratie die einzig richtige Staatsform ist, wofür zu kämpfen wir immer aufgerufen sind.

V.A.: Welche Erinnerungen an Ihre Studienzeit sind Ihnen noch lebendig? Wer waren Ihre Lehrer?

G.A.: Ich studierte an der Universität Budapest von 1953 bis 1958 in einer Zeit, in der die Wissenschaft und die universitäre Lehre der kommunistischen Herrschaft dienen sollten. Forschungsziele und Lehrinhalte wurden vom totalitären Regime bestimmt. In kleineren geisteswissenschaftlichen Fächern jedoch, so u. a. in der Archäologie und in der Alten Geschichte, die mich faszinierten, konnte sich der ideologisch-politische Einfluss der Kommunisten nie voll durchsetzen. Es gab (wie übrigens auch in den meisten anderen Fächern) nach wie vor gute Wissenschaftler, von denen man viel lernen konnte, und die mir die Überzeugung vermittelten, dass man vorurteilsfrei und kritisch - und fleissig - arbeiten muss, da das Ziel der Wissenschaft nur im Streben nach der Wahrheit und nicht in der Unterstützung irgendwelcher politischer Ziele liegen kann. Freilich können sich in einem demokratischen Staat aufwachsende jungem Menschen überhaupt nicht vorstellen, wie das Studium damals in Ungarn - und in anderen kommunistischen Staaten - beengt und beschwerlich war: An neue westliche Fachbücher kam man nicht heran; von Auslandsreisen konnte man nur träumen, da gewöhnliche Bürger keinen Pass erhielten und ohnehin nicht das nötige Geld besaßen; man musste eine grosse Zahl niveauloser Vorlesungen und Seminare im Fach "Marxismus-Leninismus" (Geschichte der kommunistischen Bewegung, Dialektischer und historischer Materialismus, Politische Ökonomie) sowie in Wehrkunde besuchen und auch in diesen "Fächern" fortlaufend Examina ablegen; man musste immer auf der Hut sein, nichts falsches zu sagen, da man wusste, dass es überall Spitzel gab.

Viel verdanke ich unter meinen Lehrern den Archäologen Zoltán Oroszlán, János Banner und Gyula László, die mein Studium als Professoren wohlwollend leiteten, und insbesondere einigen weiteren Gelehrten, die auf mich einen grossen Einfluss ausübten. Diese waren vor allem István Hahn, der mich für die Alte Geschichte und hauptsächlich für die römische Sozialgeschichte begeisterte, der Archäologe, Etruskologe und Klassische Philologe János György Szilágyi, der Klassische Philologe und Religionsforscher Károly Marót, aber auch manche jüngere Kollegen und Freunde, so der Archäologe, Althistoriker und Epigraphiker András Mócsy sowie der Ägyptologe László Kákosy. Die verschiedenen Fächer dieser Meister, Kollegen und Freunde habe ich aufgezählt, da ich ihnen nicht zuletzt auch die Erkenntnis verdanke, dass die einzelnen altertumswissenschaftlichen Disziplinen miteinander

untrennbar verzahnt sind.

V.A.: Das Deutschland der ausgehenden Adenauer-Ära, das Sie 1965 vorfanden, verfügte ja nun nicht mehr über die Universität der Weimarer Republik; an den geisteswissenschaftlichen Fächern waren seinerzeit Schädewalt, Gadamer, Brunner, Reinhard, Heuss, Sedelmayr, Fränkel, Wolf, Pohlenz, Berve usw. massgebend. Inwieweit hat sich die Situation seitdem geändert?

G.A.: Als ich mit 30 Jahren nach Deutschland kam, erfüllte mich das deutsche Hochschulwesen mit Bewunderung. Die Gründe hierfür lagen in der Freiheit, in der Einheit und in dem auf diesen Grundlagen beruhenden Niveau universitärer Forschung und Lehre. Dazu kam noch die Atmosphäre der zwar patriarchalisch regierten, im ganzen jedoch nicht nur funktionsfähigen, sondern durchaus lebendigen, vielfach sympathischen Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden in einzelnen Instituten.

Seitdem ist an den deutschen Universitäten viel geschehen. Die Hochschulpolitik der letzten 30 Jahre in Deutschland halte ich im ganzen gesehen für verfehlt. Von einem widersprüchlichen politischen Aktionismus geleitet verfolgt sie Ziele, die der Forschung und der Lehre eher schaden als nützen. Gerade in unserer Gegenwart ergreift sie bürokratische Massnahmen, die meiner Ansicht nach - die der Meinung der meisten deutschen Wissenschaftler entspricht - die Universität langfristig zu zerstören drohen. Sie verkennt, dass die Universität eine Gemeinschaft von Menschen - Lehrenden und Lernenden - ist und will aus ihr einen reinen Wirtschaftsbetrieb machen. Die Freiheit, die Einheit und ein hohes Niveau von Forschung und Lehre sind jedoch, wenn auch mit Abstrichen, einstweilen noch immer vorhanden; hoffentlich werden sie auch durch den derzeitigen hochschulpolitischen Umbruch nicht vernichtet werden.

Meine Emigration in die Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1965 bedeutete für mich auch so etwas wie die "Öffnung der Welt. Plötzlich waren Forschungsreisen und internationale Kontakte möglich, ohne deswegen von der Geheimpolizei behelligt zu werden, was ich in Ungarn kurz davor erleben musste. Es waren nicht nur deutsche Wissenschaftler, sondern die damals grössten Vertreter meiner Fachgebiete, zu denen ich engen Kontakt knüpfen konnte und denen ich eine für mich früher unvorstellbare Erweiterung meines Horizontes verdanke. Ich möchte hier vor allem folgende Gelehrte nennen: Harald von Petrikovits in Deutschland; meinen grossen Landsmann Andreas Alföldi, damals in den USA; Hans-Georg Pflaum in Frankreich; Eric Birley und Sir Ronald Syme in Grossbritannien.

V.A.: Seit 1974 haben Sie einen Lehrstuhl an der 600 Jahre alten Universität Heidelberg inne, deren Seminar für Alte Geschichte 1988 sein 100jähriges Bestehen feierte. Welche Bedeutung hat diese Universität und insbesondere Ihr Institut im heutigen Deutschland?

G.A.: Heidelberg ist eine der führenden Universitäten Deutschlands. Das Seminar für Alte Geschichte besitzt eine grosse Tradition und eine sehr gute Bibliothek (der Lehrkörper besteht jedoch, bei voller Verantwortung sowohl für die Griechische Geschichte, die z. Z. von meinem Freund Prof. Dr. Angelos Chaniotis

vertreten wird, als auch für die Römische Geschichte, nur aus zwei Professoren und drei jüngeren Wissenschaftlern, was uns im Ausland angesichts unserer vielen Publikationen und weiterer Forschungsleistungen kaum jemand glauben will). Unsere 1986 ins Leben gerufene Publikationsreihe "Heidelberger Althistorische Beiträge und Epigraphische Studien" (HABES) zählt inzwischen 36 Bände. Nicht nur die beiden am Seminar heute tätigen Professoren, sondern auch frühere Mitarbeiter des Seminars wie Jens-Uwe Krause (heute in München) oder Fritz Mitthof (heute in Wien) erhielten für ihre in Heidelberg durchgeführten Arbeiten hohe und höchste wissenschaftliche Preise und Auszeichnungen.

Die Alte Geschichte gehört in Heidelberg zu der Fakultät für Orientalistik und Altertumswissenschaft und profitiert sehr viel von der unmittelbaren Zusammenarbeit mit den Nachbarfächern Archäologie, Klassische Philologie, Papyrologie, Ur- und Frühgeschichte, Ägyptologie usw. Sehr wichtig ist auch der Kontakt zur Heidelberger Akademie der Wissenschaften, mit deren Unterstützung am Seminar eine elektronisch gespeicherte Epigraphische Datenbank aufgebaut wird; sie wird inzwischen durch das Internet weltweit von vielen Fachleuten genutzt. Nicht zuletzt ist unser Seminar ein Ort, wo immer wieder viele ausländische Stipendiaten und Gastwissenschaftler tätig sind. Ich habe in Heidelberg im Laufe der Jahre insgesamt ungefähr 100 ausländische Stipendiaten und Gastwissenschaftler betreut; mit zahlreichen von ihnen bin ich freundschaftlich verbunden, und nicht wenigen von ihnen verdanke ich viel. Allein aus Spanien kamen während der letzten zweieinhalb Jahrzehnte mehr als 20 Wissenschaftler jeweils für eine längere Zeit hierher, von denen die meisten heute in ihrer Heimat Professoren auf Lebenszeit sind.

V.A.: Das Spanien, das Sie in den 60er Jahren besuchten und kennen lernten, war das Spanien Francos. Welche Personen, die Sie damals trafen, sind Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?

G.A.: Spanien hatte damals ebenso wie später zahlreiche führende Gelehrte. Vor allen anderen erinnere ich mich an den Archäologen Antonio García y Bellido, der in Spanien nicht nur der Archäologie, sondern auch der Alten Geschichte entscheidende Impulse gab - und dem ich auch persönlich viel zu verdanke habe. Erwähnen möchte ich auch einen Deutschen, der in seiner Seele ein "echter Spanier" war: Helmut Schlunk, damals Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Madrid, der meine Arbeiten in Spanien besonders stark förderte. Unter den vielen spanischen Gelehrten, denen ich vor 30 Jahren begegnete, möchte ich zumindest noch Domingo Fletcher Valls, den damaligen Direktor des Servicio de Investigación Prehistórica in Valencia, als Inbegriff der ebenso präzisen wie vielseitigen Arbeit und der Bescheidenheit, dankbar nennen.

V.A.: Was sagen Sie zum heutigen Forschungsstand in Spanien, besonders auf den Gebieten Lateinische Philologie und Römische Geschichte? Was ist Ihrer Meinung nach verbesserungswürdig?

G.A.: Die Klassische Philologie Spaniens gehört durch ihr hohes Niveau eindeutig zur internationalen Spitze. Sehr viel Positives könnte ich auch von anderen altertumswissenschaftlichen Disziplinen in Spanien - vor allem von der Antiken Rechtsgeschichte und der Archäologie - sagen. Was die Alte Geschichte betrifft,

muss betont werden, dass dieses Fach sich in Spanien eigentlich erst während der letzten Generation fest etablierte - ein Prozess, in dem sich insbesondere José M. Blázquez grosse Verdienste erwarb. Heute sind in Spanien zahlreiche sehr gute Althistoriker tätig, inzwischen nicht nur in der Römischen, sondern auch in der Griechischen Geschichte. Erfreulicherweise interessieren sich hier auch viele junge Wissenschaftler für die Geschichte des Altertums. Manchen spanischen Althistorikern würde ich allerdings empfehlen, in ihren Publikationen nach mehr Sorgfalt zu streben und nur Ergebnisse und Ideen zu veröffentlichen, die wirklich fundiert und weiterführend sind. Insbesondere jüngeren Althistorikern kann man nicht genug empfehlen, sich mit den klassischen Sprachen - und mit den grossen Wissenschaftsprachen unserer Zeit - richtig vertraut zu machen. Die universitären Curricula fördern dies leider inur sehr wenig.

V.A.: Zurück zum sogenannten Osteuropa, zu den Beitrittskandidaten zur Europäischen Union. Wie ist die kulturelle und universitäre Situation in diesen Ländern? Was würden Sie bezüglich der Klassischen Studien besonders hervorheben?

G.A.: In den sog. osteuropäischen Ländern ist die Situation heute vielfach ähnlich wie in Spanien vor zwei bis drei Jahrzehnten. Zahlreiche Universitäten haben eine grosse Tradition. Es gibt hervorragende Wissenschaftler, auch ausgezeichnete Nachwuchskräfte, im Bereich der Klassischen Studien ebenso wie in anderen Wissenschaften. Zugleich ist man dabei, die negativen Folgen der langjährigen totalitären Herrschaft zu beseitigen; man trachtet nach der Umstrukturierung von Forschung und Lehre nach westeuropäischen Massstäben. Der Weg dazu ist natürlich schwierig. Die bisherigen Erfolge sind jedoch in vielen Ländern erfreulich und ermutigend. Besonders glücklich bin ich zu sehen, wie schnell es viele Mitglieder der jungen Generation gelernt haben, sich nach den besten europäischen Massstäben zu orientieren. Auslandsstipendien spielen dabei eine grosse Rolle; sie werden heute von vielen jungen Wissenschaftlern mit Begeisterung wahrgenommen. Es ist für mich eine grosse persönliche Genugtuung, wenn ich z. B. in Ungarn heutigen Studenten von meiner eigenen Studienzeit erzähle und merke, dass die totalitäre Diktatur für sie ebenso nur eine weit zurückliegende, persönlich überhaupt nicht nachvollziehbare Geschichte ist wie für junge Deutsche oder Spanier.

V.A.: In den USA haben Sie von Harvard bis Atlanta Vorträge gehalten. Wie würden Sie den dortigen Stand der Alten Geschichte beschreiben?

G.A.: Die Lage der Althistorie in den USA erscheint mir im gleichen Licht wie die Situation der meisten Wissenschaften: Sie ist etwas ambivalent. Die grossen und berühmten amerikanischen Universitäten wie beispielsweise Harvard, Yale oder Princeton verdienen ihren ausgezeichneten Ruf voll und ganz. In Europa - so etwa in der deutschen Hochschulpolitik, die uns das Hochschulwesen in den USA als Vorbild hinstellt - wird jedoch die Situation in den USA oft einseitig gesehen. Harvard, Yale, Princeton und zahlreiche andere Universitäten gehören in der Alten Geschichte ebenso wie in anderen Fächern deshalb zu der Weltspitze, weil sie reich genug sind, um die besten Wissenschaftler zu gewinnen und weil sie als Privatuniversitäten ihre Studenten selbst auswählen können. Von vielen "Normaluniversitäten" der USA kann man das alles jedoch nicht sagen. Das Niveau der Studenten, die an solchen

Universitäten - wenn überhaupt - auch Alte Geschichte lernen, ist oft niedrig. Das schliesst freilich nicht aus, dass es auch an solchen Universitäten sehr gute Professoren und einzelne ausgezeichnete Studenten dieses Faches gibt, aber sie haben es - u. a. mangels entsprechender Fachbibliotheken - entschieden schwerer, als wir uns dies in Europa vorstellen können.

V.A. : Sie pflegten schon seit langem besondere Beziehungen zu den Universitäten in Argentinien. Wie könnte die Zukunft der Klassischen Studien in den iberoamerikanischen Ländern aussehen?

V.A.: In Argentinien überraschten mich das relativ breite Interesse für Klassische Studien und das hohe Niveau der Klassischen Philologie an den Universitäten (was nicht zuletzt auch ein Verdienst spanischer Emigranten wie Antonio Tovar ist). In anderen iberoamerikanischen Ländern wie z. B. in Chile oder in Brasilien gibt es erfreuliche Ansätze. Ich kann mir durchaus vorstellen und hoffe, dass sich die Klassischen Studien in Lateinamerika noch mehr ausbreiten werden. Die Erforschung und das Studium einzelner zentraler Bereiche der antiken Kultur wie z. B. Literatur und Religion ist auch in einer grossen räumlichen Entfernung zu den noch heute erhaltenen Monumenten der griechisch-römischen Welt möglich, und die antike Kultur des Mittelmeerraumes u. a. mit der lateinischen Sprache ist letztlich auch für die iberoamerikanischen Länder eines ihrer kulturellen Fundamente.

V.A.: Wenn wir von der Erbschaft Roms sprechen, denken wir mit vollem Recht an die lateinische Sprache, das Zivilrecht, das Ingenieurwesen (Brücken, Strassen, Aquädukte, Talsperren, Abwasserentsorgung, Glasmanufaktur usw.). Wir sprechen ebenso von seinen unbesiegbaren Legionen und seinem Verwaltungsapparat. Wir würden gern mehr über einen Aspekt jener Epoche erfahren, dem Sie sich wiederholt gewidmet haben, nämlich der Sozialgeschichte: Welche Gesellschaftsform führte im Verlauf der Ausdehnung des Imperium Romanum durch Eroberungskriege zu diesen Errungenschaften? Welche Lehre könnten wir Europäer des 21. Jahrhunderts aus dieser Erfahrung ziehen?

G.A.: Roms grösste historische Leistung liegt darin, dass es ein "Weltreich" zustande brachte, dessen urban geprägte Oberschichten sich an den gleichen, auf der griechisch-römischen Kultur beruhenden Wertmassstäben orientierten. Das Imperium Romanum ist zwar durch blutige Eroberungskriege entstanden und beruhte u. a. auf dem Unrechtssystem der Sklaverei. Zugleich sicherte aber das Imperium Romanum vielen Völkern jahrhundertlang Frieden zu, und an den Errungenschaften der Kultur einschliesslich eines gewissen Wohlstandes hatten damals mehr Menschen denn je zuvor und auch lange danach in der Geschichte teil. Durch diese Leistungen kann das Imperium Romanum durchaus als ein Modell für das Vereinte Europa betrachtet werden.

V.A.: Die Sklaverei in der Antike war Gegenstand vieler Studien und war besonders in den 60er und 70er Jahren heftig umstritten. Wie bewerten Sie dieses Thema bezogen auf Rom? Halten Sie, wie Finley, die Sklavenarbeit für eine wesentliche Grundlage der antiken römischen Sozialordnung?

G.A.: Ich teile die Meinung von Sir Moses Finley: Die Sklaverei war ein Fundament, aber nicht das Fundament antiker Sozialordnungen. Die heftige

Diskussion hierüber in der Zeit um 1960/70 zwischen Marxisten (einschliesslich derjenigen, die sich für Marxisten hielten, ohne sich mit den Gedanken von Marx und Engels richtig vertraut gemacht zu haben) und ihren Gegnern war übrigens stark durch politische Interessen motiviert. Es ist höchst bezeichnend, dass diese Diskussion in der Fachwelt mit dem Zusammenbruch des kommunistischen Herrschaftssystems in Europa fast automatisch aufhörte.

V.A.: Die Studien zur griechischen Geschichte reichen in der Regel bis in die hellenistische Epoche und beziehen die Periode der römischen Herrschaft nicht ein. Welche Bedeutung hat Ihrer Meinung nach der griechische Osten für das Rom der Cäsaren?

G.A.: Der griechische Osten des Imperium Romanum spielte im römischen Wirtschaftssystem eine sehr bedeutende Rolle. Er hatte auch einen grossen Anteil daran, dass die Errungenschaften der griechischen Kultur fortlebten und sich auch im lateinischen Westen ausbreiteten. Vor allem zeigte sich durch die Geschichte der griechischen Welt unter römischer Herrschaft die Fähigkeit des Imperium Romanum, in seinem politischen Rahmen einzelnen Völkern neue Entfaltungsmöglichkeiten zu bieten. Das wussten schon die griechischen Intellektuellen der römischen Kaiserzeit, die erkannten, dass Rom den Griechen das gegeben hat, was sie aus eigener Kraft nie verwirklichen konnten: die Einheit und den Frieden.

V.A.: Da wir von Imperien sprechen: dieses Jahr 2000 begehen wir in Europa und Spanien den 500. Geburtstag von Karl V. Die Parallelen zwischen dem Römischen und dem Spanischen Reich war Gegenstand des modernen Europa (Campanella, Sepúlveda) und wurde in der Geschichtsschreibung des 20. Jhdts. erneut aufgenommen (García Pelayo, Díez del Corral, Syme, Padgen, etc.). Was sagen Sie dazu?

G.A.: "Glanz und Elend der Imperien" ist ein faszinierendes historisches Thema. Lehrreiche Vergleichsmöglichkeiten drängen sich immer auf, nicht nur zwischen der Entstehung des Römischen und des Spanischen Reiches, sondern z. B. auch zwischen dem Untergang des Imperium Romanum und der Sowjetunion. Die komparative Historie hat hier besonders anspruchsvolle und interessante Objekte.

V.A.: Das *Corpus Inscriptionum Latinarum* wird in lateinischer Sprache publiziert. Das erinnert mich an die Behauptung Camilo José Celas, dass es wahrscheinlich ein grosser Fehler war, auf das Latein als gemeinsame Sprache zu verzichten, wenigstens was die Geisteswissenschaften anbetrifft. Wie stehen Sie dazu?

G.A.: Die Rolle des Lateins als lingua franca im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa bewirkte zwei enorme Ergebnisse. Zum einen gab es eine allgemein akzeptierte gemeinsame Sprache, die zugleich nicht der Muttersprache der Angehörigen einer Nation entsprach und keiner Nation ein kulturelles oder pseudo-kulturelles Übergewicht verlieh. Zum anderen vermittelte das Latein von vornherein eine gemeinsame kulturelle Tradition und war somit nicht nur ein Kommunikationsmittel, sondern eine gemeinsame geistige Grundlage der europäischen Nationen. Das Englische - oder besser gesagt: das Amerikanische - übernahm die Rolle des Lateins nur sehr begrenzt. Es eignet sich zwar gut als Kommunikationsmittel, zumal man diese Sprache auf einem niedrigen Niveau sehr schnell (auf einem hohen Niveau allerdings nur mit grosser Mühe) erlernen kann. Im Zuge ihrer allgemeinen Ausbreitung als internationale Sprache griffen jedoch auch

negative kulturelle Einflüsse auf andere Nationen über. Man denke vor allem an die Verunstaltung nationaler Sprachen durch einen anspruchslosen, durch die falsche Applikation des Amerikanischen entstandenen Jargon. Vor allem aber: Die englische Sprache auf der Stufe, wie sie in Europa von den meisten beherrscht wird, vermittelt kaum kulturelle Traditionen und Werte, sondern vielmehr eine seichte Massenkultur wie z. B. durch die Verbreitung anspruchloser "Talk-shows" im Fernsehen.

V.A.: Ausser Ihrer Hauptbeschäftigung, der Arbeit über die Geschichte Roms, haben Sie das Schicksal Ihres Heimatlandes mit Aufmerksamkeit verfolgt und ein Buch in deutscher Sprache mit dem Titel *Ungarn 1956: Aufstand, Revolution, Freiheitskampf* geschrieben, das 1997 von der Akademie der Wissenschaften in Heidelberg veröffentlicht wurde. Welche Rolle spielt dieses Thema in Ihrem intellektuellen Werdegang?

G.A.: Wie ich schon oben gesagt habe, spielte in meinem Leben die Ungarische Revolution von 1956 eine entscheidende Rolle. Die Erinnerung an sie und die Beschäftigung mit ihr auch in wissenschaftlicher Form prägte meine Einstellung als Historiker in einem hohen Masse, vor allem deshalb, weil ich sonst nie so unmittelbar wie damals erleben konnte, wie "Geschichte gemacht wird". Zugleich meine ich, dass die methodischen Erfahrungen des Althistorikers, der mit sehr unzureichenden Quellen arbeiten muss, für die Erhellung der Vorgänge in Ungarn im Jahre 1956, die z. T. schlecht und einseitig dokumentiert sind, fruchtbar sein kann. Im übrigen glaubte ich mit dem erwähnten Buch meiner Nation in einem gewissen Sinne einen Dienst erweisen zu können, da nichtungarischen Lesern nur wenige moderne und fundierte Darstellungen des erwähnten Themas zugänglich sind. Ich bin sehr froh, dass inzwischen - einige Jahre nach der Erstveröffentlichung - schon die zweite Ausgabe meines Buches wohl bald vergriffen sein wird.

V.A.: Im Herbst des Jahres 1998 gaben Sie in Spanien unter anderem die Entdeckung einer in Italien gefundenen Inschrift bekannt, die für die Zeit der severischen Kaiser den Provinzstatus von *Callaecia* unter dem Namen *Hispania superior* bezeugt. Können uns solche Funde bezüglich des qualitativen Fortschritts unserer Kenntnisse über die Alte Welt optimistisch stimmen? Oder sollten wir mehr an der Perfektionierung unserer theoretischen und methodologischen Modelle arbeiten?

G.A.: Ich sehe die Entwicklungsmöglichkeiten der Alten Geschichte zumindest während der nächsten Generationen optimistisch. Immer wieder neu zutage tretende Quellen - Inschriften- und Papyrusfunde sowie archäologische Entdeckungen - spielen dabei eine wichtige Rolle. Noch wichtiger ist die Entwicklung unserer wissenschaftstheoretischen und methodologischen Positionen. In der jüngsten Zeit sehen wir die Anzeichen einer Umwandlung der Alten Geschichte von einer historischen Fachwissenschaft in die Richtung einer disziplinübergreifenden, anthropologisch orientierten Kulturwissenschaft. Damit eröffnen sich völlig neue Perspektiven. Freilich wird die Grundlagenforschung, die auf der systematischen und kritischen Erfassung und Darbietung der Quellen beruht, immer das unentbehrliche Fundament für die Forschung bilden müssen. Deshalb investiere ich in Projekte wie das *Corpus Inscriptionum Latinarum* und die "Epigraphische Datenbank Heidelberg" viel Zeit und Energie.

V.A.: Welche Bedeutung messen Sie den Reisen in der Ausbildung des Historikers zu?

G.A.: Sir Ronald Syme vertrat die Meinung, dass die Emigration die beste Schulung für den Historiker sei. Als Beispiele können Thukydides, Edward Gibbon oder Andreas Alföldi dienen. Denjenigen, die über dieses "Privileg" nicht verfügen, empfahl Syme, zumindest viel zu reisen, wie dies u. a. Tacitus und er selbst taten. Man bekommt jedenfalls nur durch die unmittelbare Kenntnis anderer Länder und Kulturen - und durch die Kenntnis ihrer Sprachen - die geistige Perspektive, die ein Historiker für seine Arbeit selbst in einem eng begrenzten Bereich benötigt. Ich selbst hatte - nach dem "Eingesperrtsein" während meiner Jugend - das Glück, nicht nur viel zu reisen, sondern mich ausser in Ungarn und Deutschland auch in nicht wenigen anderen Ländern, u. a. in Spanien, voll zu Hause zu fühlen. Die Vertrautheit mit diesen Ländern einschliesslich ihrer Sprachen - und nicht zuletzt die Freundschaft mit vielen ihrer Wissenschaftler - ist eine der erfreulichsten Erfahrungen, die ich in meinem Leben machen konnte, eine besonders wichtige Grundlage für eine wahre *entelecheia*.

V.A.: Wann können wir mit dem Handbuch zur lateinischen Epigraphik rechnen, von dem Sie 1987 als Projekt und Desideratum sprachen?

G.A.: Hoffentlich bleibt dafür noch Zeit! In den letzten Jahren hatte ich viele - darunter früher völlig unerwartete - neue Verpflichtungen, die äusserst viel Zeit kosteten. Neben der normalen Tätigkeit eines Universitätsprofessors fielen mir als Aufgaben u. a. die Betreuung der Arbeiten des *Corpus Inscriptionum Latinarum* als sein Hauptverantwortlicher in Berlin, die Bearbeitung grosser Inschriftenmassen für dieses Corpus in Rom und Spanien, die Leitung unseres epigraphischen Datenbank-Vorhabens in Heidelberg, leitende Funktionen an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Engagement in hochschulpolitischen Auseinandersetzungen, Unterricht auch an ungarischen und anderen ausländischen Universitäten und noch vieles mehr zu. Vieles, was ich zu tun vorhatte, blieb einstweilen liegen.

Ich hoffe, dass ich nach meiner in wenigen Jahren bevorstehenden Emeritierung Zeit haben werde, früher geplante Projekte zu verwirklichen. Für ein Epigraphik-Handbuch, das ich übrigens nicht als eine traditionelle Einführung in die lateinische Epigraphik, sondern als eine Art "Geschichte der epigraphischen Kultur der Römer" schreiben möchte, dürften freilich meine diversen Arbeiten in den letzten Jahren besonders günstige Ausgangspunkte geschaffen haben. Wir werden sehen, wofür noch Zeit und Kraft bleiben.

V.A.: Wie sieht die wissenschaftliche Planung Géza Alföldys für das 21. Jahrhundert aus? Erwarten Sie Neuigkeiten oder die Bearbeitung noch unerschlossener Forschungsgebiete?

G.A.: Zu Beginn des 21. Jahrhunderts werde ich über 65 Jahre alt sein. Um mich zu wiederholen: Wir werden sehen, wofür noch Zeit und Kraft bleiben. Ich kann jetzt nur sagen, was ich ausser dem geplanten "Handbuch" besonders gerne machen möchte: Fortsetzung grosser epigraphischer Editionsarbeiten, Aktualisierung früherer Beiträge (u. a. derjenigen zur Geschichte und Epigraphik des römischen Hispanien)

in verschiedenen Sammelbänden, Untersuchungen vor allem in den Bereichen der römischen Sozial- und Kulturgeschichte, Beitrag zur Entwicklung der Alten Geschichte zu einer interdisziplinären Kulturwissenschaft nach meinen Kräften, Unterricht an Universitäten Ungarns und auch anderer Länder, evtl. auch Zuwendung zu einigen neuhistorischen oder zeitgeschichtlichen Themen.

Vielleicht werde ich eines Tages auch Erinnerungen schreiben. In diesen sollten die Hauptrolle einerseits die grossen Wissenschaftler meiner Jugendzeit spielen, die Jüngere nicht mehr persönlich kennenlernen konnten, andererseits die Gefahren, die für die Wissenschaft und die Universität nicht nur in totalitären Diktaturen, sondern auch durch manche Entwicklungen in demokratischen Ländern entstehen können. Eine zentrale Rolle sollte freilich auch meiner Überzeugung zufallen, dass es in jeder Generation Männer und Frauen gibt, die die Wissenschaft vorwärtsbringen und die ihnen anvertraute Jugend erfolgreich zur gleichen Aufgabe erziehen.

V.A.: Vielen Dank und noch viel Erfolg.